

Florian Schmitz

*Erzähl mir von
Deutschland,*
SOUMAR

Wie mir ein syrischer Flüchtling
mein Land näherbrachte

riva

© des Titels »Erzähl mir von Deutschland, Soumar« von Florian Schmitz (ISBN Print: 978-3-7423-0159-8)
2017 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.riva-verlag.de>

PROLOG – RÜCKKEHR IN EINE FREMDE STADT

Auf matt-glänzenden Schienen verlässt die S-Bahn den Flughafentunnel in Richtung Zentrum. Mein erster Blick fällt auf das Bestattungsforum Hamburg-Ohlsdorf. Wie ein Krematorium erhebt sich das blutrote Gebäude aus dem Grün des Friedhofs. Bilder von Konzentrationslagern kommen mir in den Sinn, und ich frage mich, ob es dem amerikanischen Rentnerehepaar, das vor mir in den Zug gestiegen ist, wohl ähnlich geht.

Es ist Anfang Februar. Die S-Bahn hält und trotz der ungewöhnlich milden Luft, die durch die offenen Türen in den Wagon strömt, beginne ich zu frösteln. Es ist mein erster Besuch in Hamburg. Als gebürtiger Ruhrpottler und nach zwölf Jahren Wahlberliner-Dasein bin ich im Dezember 2013 nach Griechenland gezogen. Ich vermisse nicht viele Dinge in Deutschland. Warum auch? Mein Umzug nach Hellas war eine längst überfällige Flucht aus dem Berliner Dschungel un- oder schlecht bezahlter Arbeit. Der Riesenstapel erfolgloser Bewerbungen hat lange und tief an meinem Selbstwertgefühl genagt. Perspektivlosigkeit. Deutschlands Nachricht an mich: »Ich brauche dich nicht.« Und wenn die Heimat einem so etwas permanent ins Ohr flüstert, muss man ihr nolens volens den Rücken kehren. Eines aber vermisse ich manchmal in Griechenland: den Regen. Regen und Kälte. In Gedanken an die unzähligen, nasskalten Junitage in

Deutschland ist das vielleicht erst einmal schwierig nachzuvollziehen. Aber wenn man in einem Land aufgewachsen ist, in dem man selbst im Juli immer auf Regen vorbereitet ist und in dem es angeblich nur falsche Kleidung aber kein schlechtes Wetter gibt, vermisst man die Witterung auf einmal. Im letzten August, an einem dieser Tage, an denen Thessaloniki in einer vierzig Grad heißen Glocke aus verdampfendem Meerwasser vor sich hin garte, lag ich bewegungslos auf meinem Bett. In meinem eigenen Schweiß badend habe ich ein deftiges 6-Gänge-Weihnachtsmenü zusammengestellt. Ich hatte die Hoffnung, dass die Gedanken an etwas Winterliches Abkühlung bringen würden. Geholfen hat schlussendlich die Hoffnung auf Wind auf dem Balkon in Verbindung mit kaltem, *sehr* kaltem Weißwein. Das ist keine Beschwerde. Es ist lediglich die Feststellung, dass Kälte nicht per se etwas Negatives ist. Im Gegenteil. Der Winter in Deutschland hat etwas Kontemplatives. Momente mit Tee und Büchern. Lange Spaziergänge durch den Berliner Januar. Kalte, frische Luft. Auf mich wirkt es oft unfreiwillig komisch, wenn die Menschen auf den Straßen von Thessaloniki bei Temperaturen über dem Gefrierpunkt in eines der wenigen Schneegestöber geraten und sich angsterfüllt den Schal ins Gesicht pressen. Und jetzt sitze ich hier, den milden, griechischen Winter in den Knochen und fröstle so vor mich hin. Vielleicht ist es ja auch nur der Ohlsdorfer Hauch des Todes, der vom Friedhof aus in die öffentlichen Verkehrsmittel weht.

Ich habe mich inzwischen an Thessaloniki gewöhnt, oder an mein ›Fremdsein‹ in Griechenland überhaupt. Vielleicht habe ich mich so an Thessaloniki gewöhnt, dass mein Fremdsein keine Rolle mehr spielt oder von der täglichen Routine zwischen Beruf und Privatleben schlichtweg überdeckt wird. Hier, zurück in Deutschland, fällt mir abgesehen von der Kälte nichts auf. Erst zum dritten Mal seit meiner Wirtschaftsflucht gen Süden betrete

ich wieder heimatlichen Boden – und ich hatte es mir irgendwie spektakulärer vorgestellt.

Okay, heimatlicher Boden ist wohl etwas übertrieben. Ich war noch nie in Hamburg. Ich bin als Tourist hier. Mehr noch: Ich bin als Tourist in Deutschland. Trotzdem erkenne ich die Umgebung wieder – unwillkürlich. Die Architektur der Wohnhäuser, die Sauberkeit des Zuges, die tiefen Wolken am Himmel, die winterkahlen Bäume. Mein Blick streift die vorbeifliegenden Werbetafeln und Schilder. Ich verstehe, ohne zu lesen. Um mich herum höre ich Deutsch und ich verstehe, ohne zuzuhören. Ich verstehe, ohne verstehen zu wollen oder zu müssen. Irgendein Typ hinter mir sagt, wie geil es wäre, im Lotto zu gewinnen, gleich danach, dass er jede Nacht vom Sterben träume. Außerhalb meines Sichtfeldes erzählt eine Frau, die von ihrem Begleiter mit Laura angesprochen wird, wie man Kindern mit Migrationshintergrund Sprache und Kultur vermittelt. Drei pubertierende türkisch- oder arabischstämmige Mädchen tauschen sich über ihre Lehrstellen aus – auf Deutsch natürlich. Eine von ihnen trägt ein Kopftuch. Ich bin in Deutschland. Ich erkenne es wieder, obwohl ich fremd bin in Hamburg. Ich erkenne es anders wieder als Orte in Griechenland, an denen ich anders fremd bin. Ich schaue mich um und weiß, wo ich bin; ob ich will oder nicht.

Umsteigen am ZOB. Ich stehe in der Wartehalle des Zentralen Omnibusbahnhofs in Hamburg. Viele Sitzmöglichkeiten gibt es nicht. Dafür wird der Innenraum fast flächendeckend von einem Treppenbau eingenommen, der zur Bürogalerie im ersten Stock führt. Am Geländer hängt ein Schild mit der Aufschrift ›Outstanding Structure Award‹, wobei der Fokus auf ›Standing‹ liegt. Als ich mich zum Abfahrtspunkt begeben, steht mein Bus nach Bremen schon bereit. Ungefragt will ich meinen Businessrollkoffer im großen Gepäckraum verstauen. Sofort kommt der Fahrer auf mich zugestürmt und fragt: »Wohin?«

»Nach Bremen.«

»Gepäck auf die andere Seite.« Ich gehorche wortlos, verstaue den Koffer nach Anweisung und steige mit meinem Rucksack in den Bus.

»Wenn der Rucksack nich' in dat Ablagefach passt, dann unten rein. NICHTS kommt mir hier auffn Boooden.« Bei dem Wort ›nichts‹ überschlägt sich die ruhrpottakzentuierte Stimme dramatisch. Seine emotional-unkontrollierte Vorsichtshaltung rührt mich. Er hat diese deutsche Mein-Bus-meine-Regeln-Mentalität, die ihm eine gewisse Autorität verleiht, ganz so, als habe ein Fahrgast keine Ahnung von den Mysterien des Busfahrens.

Aus den Lautsprechern dringt türkische Popmusik. Wir parken gegenüber der Dönerbude ›Soul Kebap‹, wo ich kurz vor der Abfahrt für geschlagene ein Euro fünfzig eine kleine Flasche Erikli-Wasser erstanden habe. »Quellwasser vom Gipfel des Uludag«, steht auf dem Etikett. Moment mal. Uludag ist ein Berg? War das nicht dieses türkische Erfrischungsgetränk?

Ein Passagier mit schwarzer Hautfarbe steigt ein. Dem wachsamem Busfahrer entgeht das nicht. Mit weit aufgerissenen Augen starrt er auf die Isomatte, die der nichtsahnende Reisende in seinen Händen hält.

»Dat in den Gepäckraum. DAS! GEPÄCKRAUM!!«

Dabei gestikuliert er wild mit den Armen, wohl in der Hoffnung, auf diese Weise die sprachlichen Barrieren zu überwinden. Der geistesgegenwärtige Passagier kombiniert richtig und beugt sich den Auflagen widerstandslos.

Wir setzen uns in Bewegung. Per Mikrofon begrüßt uns der Fahrer mit weiteren Instruktionen.

»Willkommen auf der Fahrt von Hamburg nach Duisburg via Bremen, Münster, Bochum und Essen. Bitte bleiben Sie während der *gesamten* Fahrt angeschnallt. Zu Ihrer *eigenen* Sicherheit.«

Selbst Passagieren, die kein Deutsch sprechen, entgeht die dringende Betonung auf *gesamt* und *eigenen* nicht.

»Wie Sie sehen, befindet sich in der Mitte des Busses auch 'n Klo. Dat Klo ist unbedingt sauber zu halten. Dat heißt: Auch die Männer SETZEN – SICH – H I N. Auf der Hinfahrt hatte dat jemand wohl vergessen. Könn' Se sich ja vorstellen, wie dat ausah. Also, HINsetzen. Ansonsten wünsche ich Ihnen eine angenehme Fahrt.«

Glück auf, Herr Busfahrer! Wir sind bereits auf der Autobahn. Es ist dunkel, als wir in die Stadt hineinfahren. Obwohl es eigentlich nichts Besonderes zu sehen gibt, blicke ich interessiert aus dem Fenster. Das ist also Bremen. Dem ersten Blick auf diese Stadt, die ich noch nie wirklich gesehen habe, haftet der herbe Duft von Realität an. Es ist dieser entzaubernde Moment, wenn die reine, naive Vorstellung von einem Ort auf die 70er-Jahre-Sozialbauten prallt, die man direkt neben die Autobahn gebaut hat und die auf die Bilder der gut erhaltenen Altstadt ein Licht des Zweifels werfen. Wir fahren auf einer langen Straße und schlängeln uns durch den Feierabendverkehr. Bis dato war mein einziger Kontakt mit Bremen der Bahnhof, und das immer nur dann, wenn ich mit dem Wochenendticket von Berlin in den Pott gefahren bin. Jetzt befinde ich mich mittendrin. Ehrlich gesagt, weiß ich kaum etwas über die Stadt. Weser, Becks und Werder. Während ich mir ein Bierchen am Fluss durchaus vorstellen kann, scheidet Fußball für mich aus. Selbst die WM und der vierjährige Patriotismus samt angestaubtem Schwarz-Rot-Gold-Wahn lassen mich grundsätzlich kalt. Der Bus fährt am Bahnhof vorbei und dreht. Dann hält er unvermittelt an und die Türen gehen auf. Ich steige aus, blicke mich um und stelle fest, dass der ZOB in Bremen weder ein Gebäude, noch sonst irgendeine Spur von Infrastruktur aufweist. Der sogenannte Busbahnhof ist nicht mal ein Streifen, sondern reine Bordsteinkante. Gerade noch ›Outstanding Structure Award‹ und jetzt mit dem Rollkoffer im Bremer Hauptstraßen-Rinnsal. Ich laufe zurück in Richtung Bahnhof. Und dort, vor dem Haupteingang, steht wie verabredet Soumar.

RÜCKBLENDE – WIE ALLES BEGANN

Die großen Fähren, die die Inseln der griechischen Ägäis mit Athen verbinden, sind nach der Hauptsaison im Juli und August eigentlich leer. Die meisten Touristen sind wieder zu Hause. Nur ein paar wenige Nachzügler, kinderlose Nebensaisonbucher oder die Inselbewohner fahren zu dieser Zeit noch mit den Schiffen. Im Sommer 2015 ist alles anders. Schon seit Ausbruch der sogenannten »Kriege gegen den Terror« im Irak und in Afghanistan erreichen Flüchtlinge die griechischen Inseln. Seit Jahren warnen Menschenrechtsorganisationen vor einer Eskalation. Die Zustände im Flüchtlingslager Amygdaleza in der Nähe von Athen sind katastrophal. Die faschistische Partei Goldene Morgenröte profitiert von der Not, die die Kriege im Nahen Osten mit sich bringen. Bei den griechischen Neuwahlen im Sommer 2015 konnte sie sich als drittstärkste Partei im Parlament neu behaupten. In Athen kontrolliert sie ganze Stadtteile.

Schon im Vorjahr hatte ich für ein Interview am Rande des Dokumentarfilmfestivals Thessaloniki die Münchnerin Anna Brass getroffen. Die Studentin war mit ihrem Film »Leaving Greece« zu Gast, in dem sie minderjährige Asylsuchende begleitet, die auf der Ägäis-Insel Lesbos festsitzen und nach Deutschland wollen. Schon zu diesem Zeitpunkt sind die griechischen Behörden hoffnungslos überfordert mit dem Andrang. Warnende

Hilferufe gen Westeuropa werden ignoriert. Geflüchtete Kinder liegen anonym auf dem Friedhof von Patras begraben. In der Regel sind die Minderjährigen allein unterwegs. Ihre Familien in Afghanistan, dem Irak oder in Pakistan mussten große Opfer auf sich nehmen, um ihnen eine bessere Zukunft zu ermöglichen. In Griechenland erleben sie den europäischen Nimbus der Perspektivlosigkeit. Dabei war ihr Ziel nie Südeuropa, sondern Deutschland, Österreich, England oder Schweden.

»In Athen saß ich mit meinem afghanischen Protagonisten im Alexander-Park, um ein Theaterstück zu sehen. Dann sind wir von irgendeinem Typen aufgefordert worden zu gehen«, erzählt Anna Brass von einer Begegnung mit dem alltäglichen Faschismus im Krisen-Europa. All das liegt schon einige Jahre zurück.

Im Sommer 2015 ertönt in den Bahnhofshallen in Deutschland tosender Applaus. In großen Zahlen erreichen Flüchtende aus den Krisengebieten Westeuropa und finden nun auch bei der breiten Masse Beachtung. Derweil sitze ich mit meinem griechischen Schäferhund Nondas an Deck einer Fähre und schippere durch die Ägäis. Wir sind nicht allein. Mit uns reisen Hunderte von Kriegsflüchtlingen aus dem Nahen Osten. »Das Boot ist voll«, könnte man bei PEGIDA und AfD geistreich scherzen.

Ich fühle mich unangenehm privilegiert. Während ich ganz mondän in den Urlaub fahre, treffe ich hier auf Menschen, die in viel zu großen Gruppen mit fragilen Gummibooten von der türkischen Küste auf irgendeine griechische Insel verfrachtet wurden. Viele unter ihnen kennen Menschen, die auf dieser Überfahrt ertrunken sind.

Die große Mehrheit der spätsommerlichen Mitreisenden steigt in Lesbos zu. Über die gesamte Fläche des Hafengebiets erstrecken sich Zeltlandschaften. Die täglichen Berichte in den Medien werden dem wahren Ausmaß der Situation kaum gerecht.

Mein Hund Nondas ist ein wahrer Publikumsmagnet. Menschenhorden stürmen auf ihn zu, um ihn zu streicheln oder ihn mit dem Handy zu fotografieren. Dank seines diplomatischen Geschicks komme ich ins Gespräch mit den Leuten, ohne mich zu meinem vorformulierten Journalisten-Intro überwinden zu müssen. Die meisten, mit denen ich rede, sind aus Syrien, ein paar wenige aus Afghanistan. Lehrer, Ingenieure, Ärzte, Rechtsanwälte. Es scheint, als sei die syrische Mittelklasse unterwegs auf einer Kollektivkreuzfahrt. Alles zahlende Fahrgäste, die nach den Unsicherheiten der letzten Wochen zum ersten Mal so etwas wie Freizeit haben. Die Stimmung ist gut. Die Fährrestaurants machen das Geschäft ihres Lebens. Die Mitarbeiter haben inzwischen einige Sätze Arabisch gelernt. Sie warnen vor Schweinefleisch und legen stattdessen ein Geflügel-Sandwich nach dem anderen auf die Theke. Eltern spielen mit ihren Kindern, Jugendliche sitzen lachend in der Sonne und trinken Cola, ein altes Ehepaar hält sich im Arm und schaut aufs Meer hinaus. Als wir an der Insel Ikaria haltmachen, steige ich aus. Während ich mich auf Schnorcheln, Lesen und Fischrestaurants freue, fährt die syrische Mittelklasse weiter in Richtung Athen. Die Reisezeit ist günstig. In etwa drei Wochen wird Ungarn die Grenzen schließen. Im Februar 2016 auch die ehemalige jugoslawische Republik Mazedonien.

Sieben Tage später stehe ich wieder am Hafen von Ikaria. Aus den 47er-Flipflops ragen meine Beine, auf deren naturmilchweißer Haut sich eine leichte Röte ausbreitet. Auf dem Boot herrscht bereits reges Treiben. Wie auch in der Woche zuvor besteht die Großzahl der Passagiere aus Flüchtenden. Nondas' PR-Magnet läuft auf Hochtouren und ich halte mich bereit. Mein Plan: Während der achtstündigen Fahrt nach Athen so viele O-Töne wie möglich einzufangen. Plötzlich verliert mein Hund seine professionelle Contenance und zieht in Richtung Individuum. Es

ist Liebe auf den ersten Blick. Vor uns steht ein Typ, Mitte bis Ende zwanzig, etwa einen Meter siebzig groß, ungeduscht und mit Wanderrucksack auf dem Rücken. Zehn Zentimeter Körpergröße trennen ihn von meinem Backpacker-Ich. Er überschüttet meinen Hund mit Komplimenten und erzählt, dass er seine Katzen in Syrien zurücklassen musste. Wir kommen ins Gespräch und ich vergesse die Dutzende von Interviews, die ich eigentlich führen wollte.

Soumar ist 29 und kommt aus Damaskus. Er hat in Aleppo Ingenieurwissenschaften studiert. Ein Bombenangriff auf die Universität hat seinem Examen ein jähes Ende bereitet. Wie die meisten Flüchtenden will auch er nach Deutschland. Neben seinen Katzen hat er seine beiden Brüder und Schwestern, die Eltern und seine Schwägerin zurückgelassen, eine Amerikanerin, die trotz des Krieges an der Seite ihres Mannes bleibt, in der Hoffnung, dass der Terror und das Blutvergießen bald ein Ende finden.

Die Kykladen präsentieren sich von ihrer besten Seite. Eine Insel nach der anderen erhebt sich aus dem Wasser. Während wir an ihnen vorbeiziehen, verwandeln sie das Mittelmeer in eine sich ständig neu erfindende Landschaft. In unmittelbarer Nähe überholen uns Delphine. Die frühabendliche Sonne ist angenehm warm und taucht die Umgebung in ein leichtes Orange, durch das der Seewind den Duft der heißen Inselsteine bis an die Reling und in die Nasen der vielen Reisenden trägt. Das ganze Flüchtlingsdrama wird in eine Wolke aus Kitsch gehüllt, unter der Nationalität, Status und Durchschnittseinkommen für einen kurzen Moment keine Rolle spielen. Tourist, Krisengriechen oder flüchtende Mittelklasse: Die Katalogatmosphäre verbreitet heilsame Gleichgültigkeit.

Wir fahren an Mykonos vorbei. Reiche Europäer und Amerikaner lassen sich an zu Tode organisierten Stränden 20-Euro-Cocktails

servieren. Währenddessen erzählt Soumar von der Welt, die er zurückgelassen hat; einer Welt, in der er seit Jahren nicht mehr ruhig schlafen konnte. Er erzählt von den vielen militärischen Kontrollpunkten in Damaskus, die das natürliche Chaos der Stadt zerstört und das Leben zu einem sich zäh dahinziehenden Dauerwarten degradiert haben. Er erzählt, wie bewaffnete Terroristen in seine Wohnung in Aleppo eindringen und er in letzter Sekunde fliehen konnte. Später, in einem unserer vielen Interviews, wird er mir lachend erzählen, dass laute Geräusche, wie die Fehlzündung eines Motorrades oder das Fallen von Metall auf Asphalt auch in Bremen die Erinnerung an explodierende Bomben hervorrufen. »Was machst du dann?«, werde ich ihn fragen. Er wird antworten:

»Weißt du, ich habe eine Regel. Solange du das Geräusch noch hörst, bist du am Leben und dann ist alles in Ordnung.«

Soumar und ich sitzen an der Reling. Das Meerwasser spritzt uns ins Gesicht, wir rauchen selbst gedrehte Zigaretten, stoßen auf den Atheismus an und lachen viel. Er passt so gar nicht in meine Vorstellung eines Flüchtlenden. Die ganze Stimmung passt nicht zu dem, was ich mir ausgemalt hatte. Ein etwa dreizehnjähriger Junge spielt mit seinem kleinen Bruder Fußball. »Wo willst du hin?«, frage ich ihn.

»Dortmund«, antwortet er lachend und zeigt auf sein BVB-Trikot. Eine Menschentraube drängt sich um zwei Athener Hippies, die Saxofon und Gitarre spielen. Hipstertraumschiffparty. Ich besorge uns Bier. Die Sonne ist inzwischen untergegangen. Da sitzen wir und trinken Alkohol. Was soll man auch sonst tun in dem Wissen, dass ich in wenigen Stunden im Auto nach Thessaloniki sitzen werde, während Soumar seine Flucht vor Krieg und Gewalt fortsetzt? Natürlich biete ich an, ihn mitzunehmen nach Nordgriechenland. Er lehnt ab.

»Ich muss bei meinen Leuten bleiben«, erklärt er und zieht an seiner Zigarette. Eine Zeitlang sagen wir nichts. Je näher wir

Athen kommen, desto mehr rückt die Nacht die Verhältnisse wieder in ihren Ist-Zustand. Ja, hier sitzen wir, zwei Atheisten: ein Syrer auf dem hoffnungsvollen Weg nach Deutschland und ein Deutscher auf dem Weg nach Hause, nach Thessaloniki. Unsere Wege werden sich trennen. Ich werde arbeiten gehen, meine Wohnung mit Sicht auf den Olymp und den Thermaischen Golf putzen und beim Gassigehen mit den Nachbarn im Park über den griechischen Krisenalltag reden. Soumar hat den schwersten Teil der »Reise«, wie er seine Flucht bezeichnet, noch vor sich.

»Wo willst du eigentlich hin, wenn du in Deutschland bist?«, frage ich ihn.

»Nach Bremen!«

Mein Helfersyndrom windet sich vor Enttäuschung. Ich hatte es mir so schön zurechtgelegt: Alle meine Freunde in Berlin wollte ich anrufen. Ihm Wohnraum organisieren. Ich hatte ihn schon tanzend und trinkend im Kreuzberger Nachtleben imaginiert. Was will er denn in Bremen?

»Warum Bremen?«, frage ich.

»Eine Freundin von mir wohnt da und ich kann bei ihr bleiben.«

Gut. Das muss ich wohl akzeptieren. Da hat jemand einen Plan. Wir verbringen die restliche Zeit damit, nützliche Begriffe und Wortwendungen der deutschen Sprache auf ein Blatt Papier zu kritzeln:

»Wann fährt der Zug nach Bremen?«

»Wie viel kostet ein Bier?« »Wie viel kosten zwei Bier?« »Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn.«

»Ich bin Syrer und brauche Asyl.«

Die Lichter von Athen rücken immer näher.

»Wie kommt ihr nach Nordgriechenland?«, frage ich.

»Mit dem Bus«, antwortet Soumar.

Mit meinem Handy versuche ich den korrekten Abfahrtsort in Athen zu lokalisieren. Dann stellt sich heraus, dass Privatunternehmen, vermutlich vom Staat beauftragt, Busse zur Verfü-

gung stellen, die die Asylsuchenden direkt nach Eidomeni an die griechisch-mazedonische Grenze bringen. Die Fahrt mit dem regulären Überlandbus von Athen nach Thessaloniki kostet etwa 50 Euro. Die Privatbusse geschlagene 120 Euro. Pro Kopf. Das ist ein gutes Geschäft, denn an diesem Punkt ihrer Reise verfügt die syrische Mittelklasse noch über Kapital. Natürlich haben die 1500 Dollar für den Schlepper, der sie mit dem Gummiboot von der Türkei nach Griechenland gebracht hat, die Reisekasse um einiges erleichtert. Die Fähre schlägt dann mit etwa 50 Euro zu Buche. Mein eigenes Ticket hat 30 Euro gekostet, plus Auto, aber es war ein super Angebot im Internet. Für Menschen auf der Flucht stand es leider nicht zur Verfügung. Da haben die Fährunternehmen Fixpreise festgelegt.

Das Schiff legt an. Wir verabschieden uns und ich fühle mich hilflos. Hilflos für ihn, der jetzt mit seinen Begleitern am Rande des fremden Europas steht, auf dem Weg in meine Heimat, wo er auf ein Leben fernab von Krieg und Perspektivlosigkeit hofft. »Alles, was ich mir wünsche, ist ein eigenes Bett, in dem ich ruhig schlafen kann.« Das waren seine Worte irgendwo zwischen Samos und Athen. Ich hoffe, dass irgendwo in meiner Heimat dieses Bett auf ihn wartet, gemeinsam mit einem Leben, das ihm erlaubt, Krieg, Flucht und Gewalt hinter sich zu lassen. Bei dem Gedanken an das, was jetzt vor ihm liegt, überkommt mich die mulmige Gewissheit, dass ich an seiner Misere nicht ganz unschuldig bin.

DIGITALE FLUCHTHILFE

Wir fahren aus Athen heraus in Richtung Norden. Fast niemand ist auf der Straße. Seit Instandsetzung und Ausbau der Autobahn säumen Mautstellen den Weg.

Insgesamt bezahlt man knapp 35 Euro, um alle Kontrollpunkte bis Thessaloniki zu passieren. Daher überlegen sich die meisten Griechen gut, ob sie wirklich über die Autobahn fahren oder sich über die Landstraßen schlängeln.

Ganz allein sind wir nicht. Alle paar Kilometer überholen wir einen Reisebus. Die Innenbeleuchtung ist ausgeschaltet. Auf dem schwarzen Fensterglas spiegeln sich die vorbeirasenden Lichter der Autobahn. Ich erinnere mich an Soumars Worte und weiß sofort: Das sind nicht die griechischen Überlandbusse, die den Normaleuropäer von Süd nach Nord transportieren. Es sind die Busse, mit denen die Flüchtenden durch das Land geschleust werden, um dann über die Balkanroute weiter nach Mittel- und Westeuropa zu gelangen. Privatpersonen ist es bei Strafandrohung untersagt, Asylsuchende mitzunehmen. Man macht sich damit der Schlepperei schuldig; dieses Recht bleibt nun einmal Unternehmen vorbehalten, die von der Regierung ausgesucht werden. Man kann es den griechischen Politikern nicht übel nehmen, dass sie die Flüchtenden nicht in den ohnehin schon überfüllten Lagern unterbringen wollen. Die Einsparungen im Rahmen der sogenannten Griechenlandrettung lassen Hilfe ja selbst für die Ärmsten unter den Griechen nicht zu; Menschen, die sich

keinen Strom, keine Medikamente oder kein Essen leisten können. Da sind die Geldgeberländer streng. Wer Schulden hat, muss diese auch zurückzahlen. Man muss kein Finanzexperte sein, um nachzuvollziehen, dass das Land dem größten Flüchtlingsstrom seit dem Zweiten Weltkrieg trotz versprochener Zusatzmilliarden wohl kaum gewachsen ist.

Ich schaue auf die Busse und stelle mir vor, wie Soumar in wenigen Stunden über die griechische Autobahn fahren wird, vorbei an Thessaloniki, auf dem langen und bald stacheldrahtgesäumten Weg nach Bremen. Ich denke darüber nach, wie die reale Begegnung mit einem einzigen Individuum meiner bequemen Vorstellung einer homogenen Flüchtlingsmasse den Garaus gemacht hat. Seit Wochen und Monaten berichten die deutschen Medien nur noch vom Flüchtlingsstrom. Die Nachrichten werden zu einer Variation ihrer selbst. Immer dieselben Bilder, immer dieselben O-Töne: Nach dem Weg über das Meer und den Balkan, endlich die glückliche Ankunft in den sicheren Hauptbahnhöfen der Bundesrepublik. Noch vor wenigen Wochen beherrschten Tsipras, die griechischen Neuwahlen und das dritte Hilfspaket die Schlagzeilen. Nichts ist seitdem besser geworden. Im Gegenteil. Trotzdem ist Griechenland aus den Medien verschwunden. Von einem Tag auf den anderen. Mit der Ankunft der Flüchtenden in Deutschland scheint auch die Krise verpufft zu sein. Eine bequeme Vorstellung, wie die eine Krise nahtlos übergeht in die nächste, so, als sei auf der Welt immer nur Platz für eine Katastrophe.

Am nächsten Tag beginnt in Thessaloniki der Alltag und ich gehe zur Arbeit. Ich bin bei einer Internet-Agentur beschäftigt, wo ich mir meine griechische Krankenversicherung und ein paar »Südeuros« dazuverdiene. Von Soumar kam bereits früh am Morgen eine Nachricht über WhatsApp. Er und seine Begleiter haben es bis an die mazedonische Grenze geschafft. Die teuren Reiseschlepperbusse sind schnell. Flucht und Luxus scheinen in einer globalisierten Welt kein Widerspruch zu sein. Man

muss nicht umsteigen, sieht aber leider auch nichts vom Land. In diesem Sinne kann man nur hoffen, dass die Überfahrt von der Türkei und die Kreuzfahrt durch die Kykladen einen guten Eindruck hinterlassen haben. Denn denen, die es nach Deutschland schaffen und vom Geflüchteten zur Fachkraft befördert werden, winkt Griechenland als freundliche Urlaubsdestination mit feinsten Sandstränden und türkisblauem Wasser. Man muss schon genau schauen, welche Schutzbedürftigen für Deutschland auf lange Sicht tragbar sind. Die Guten ins Töpfchen, die Schlechten zurück ins sichere Herkunftsland. Oder in die Türkei, mit der etwa ein Jahr später eine fragwürdige Vereinbarung über die kontrollierte Rückführung von Flüchtenden abgeschlossen wird, nur wenige Monate, bevor das Land nach einem gescheiterten Putschversuch im Chaos versinkt.

Über die sozialen Netzwerke sind Soumar und ich so oft es geht in Kontakt. Zum ersten Mal seit Langem werden Facebook und WhatsApp zu wirklich nützlichen Instrumenten. Ja, ich weiß. Facebook ist böse. Und WhatsApp gehört zu Facebook. Und alle unsere Nachrichten werden unwiderruflich gespeichert und können jederzeit gegen uns verwendet werden. Aber gerade geht es nicht um Genitalbilder, Shitstorms oder Starbucks-Selfies. Gerade zeigt sich, dass moderne Technologie sinnvollere Dinge kann, als die passenden Emoticons für seine Launen zu finden.

Für die nächsten Tage wird Facebook zu einem digitalen Hilfsnetzwerk. Ich komme in Kontakt mit Annette, Soumars Freundin in Bremen, die zum personifizierten Ziel der Flucht wird. Wie die anderen Flüchtenden hat auch Soumar nicht immer Zugang zum Internet. Er meldet sich aus Belgrad, wo Annette ihm die Möglichkeit organisiert hat zu duschen und ein paar Stunden in einem Bett zu schlafen. Ich denke: »Ach, wie schön, Belgrad!« In der Tat habe ich viele gute Dinge über die Stadt gehört. Aber offensichtlich ist jetzt nicht die Zeit für Kulturtourismus oder Barhopping.

Unter den Flüchtenden verbreitet sich die Nachricht wie ein Lauffeuer: Ungarn macht die Grenzen dicht. Bis zu diesem Zeitpunkt war das Land das aus der Ferne ersehnte Tor zur EU. Doch der rechtskonservative Ministerpräsident Orbán, Merkels Parteifreund auf europäischer Ebene, setzt der ungarischen Gastfreundlichkeit ein jähes Ende. Kein Gulasch, keine Salami. Nur Stacheldraht. Soumar und ich haben nur kurz Kontakt, bevor er sich von Serbien aus auf den Weg macht. Er wird einer der Letzten sein, die es über diese Route in die EU schaffen.

Die nächste Nachricht kommt ein paar Tage später. Soumar hat es mit Verzögerungen nach Österreich geschafft. Nachdem er in Orbáns Reich eingedrungen war, ist er von der ungarischen Polizei festgenommen worden. Bereits einige Tage vor dem Bau des Stacheldrahtzauns hatte man damit begonnen, die Flüchtenden systematisch zu verhaften. Diese exemplarische Kriminalisierung sollte demonstrieren, dass man es ernst meint. Nach der Traumreise durch Griechenland waren die ersten Erfahrungen mit der EU also Verhaftung, Fingerabdrücke, Verhör und Knast.

Ich telefoniere erneut mit Annette, um zu klären, wie man Soumar in Österreich am besten helfen kann. Innerhalb weniger Stunden finde ich über Freunde in Thessaloniki und Berlin hilfsbereite Kontakte in Wien. Es werden Betten und Duschen angeboten, dringend benötigte SIM-Karten zur Verfügung gestellt und jemand erklärt sich dazu bereit, Soumar und zumindest einen Teil seiner Begleiter mit dem Auto über die grüne Grenze nach Deutschland zu bringen. Wir sind zeitweise ein Team von etwa sieben Personen, die aus der Ferne und vor Ort Informationen einholen und die Flüchtenden mit Utensilien versorgen.

Der Wiener Hauptbahnhof platzt aus allen Nähten. Der akribisch zusammengestellte Fahrplan kann der hohen Nachfrage an Tickets gen Deutschland nicht standhalten.